

Ausgenützt und einsam in der Fremde

Die boomende Wirtschaft hat ihre Schattenseiten: Für schlecht bezahlte Arbeiten vermitteln spezielle Agenturen Menschen aus ärmeren Ländern nach Taiwan. Menschen, die auf ein besseres Leben hofften, werden nicht selten schamlos ausgebeutet.

Bernie Daniel aus den Philippinen ist Journalist mit abgeschlossenem Studium. Nachdem er einige Jahre bei einer Zeitung angestellt war, entschloss er sich, ins Ausland zu gehen, um mehr Geld zu verdienen. Er bewarb sich um einen Fabrikjob in Taiwan. Obwohl ein Bruttolohn von umgerechnet 630 Schweizer Franken nicht nach dem grossen Glück klingt, ist es doch wesentlich mehr, als er zu Hause verdienen könnte. Ein paar Jahre hart arbeiten, um dann ein besseres Leben zu haben, das klingt verlockend. «Ich hätte nie gedacht, dass das Leben als Fabrikarbeiter in Taiwan so hart werden würde», sagt Bernie Daniel heute.

Hohe Gebühren zwingen zu Mehrarbeit

Industrialisierung und wirtschaftliches Wachstum führten im Taiwan der Achtzigerjahre zu einem Mangel an Arbeitskräften im Niedriglohnssektor. 1992 wurde darum ein Gastarbeiterprogramm eingeführt. Mit Indonesien, den Philippinen, Thailand und Vietnam wurden Verträge abgeschlossen, welche die

Rekrutierung von Arbeitskräften regeln. Die Vermittlung von Arbeitsstellen findet über Agenturen statt. Für einen Zweijahresvertrag bezahlen die Arbeiterinnen und Arbeiter zwischen 3700 und 8500 Franken. Gegenwärtig gibt es in Taiwan fast 375 000 Zugewanderte, die in Fabriken, auf Baustellen, in Heimen oder Privathaushalten tätig sind. Sie erhalten meist den Mini-

mallohn von rund 630 Franken, abzüglich der Kosten für Unterkunft, Verpflegung, Krankenkasse und Servicegebühr an die Vermittlungsagentur. So verringert sich das erwartete Einkommen um bis zu einem Drittel. Ohne viele Überstunden ist es fast unmöglich, die Schulden, die zur Bezahlung der Rekrutierungsgebühr gemacht wurden, zurückzubezahlen. Viele Arbeitgeber nutzen die prekäre Situation der Arbeiterinnen und Arbeiter aus. Gehaltsabrechnun-

gen werden manipuliert, Überstunden nicht rechtmässig bezahlt, Arbeitszeitgesetze schlichtweg ignoriert. Beschwerdeteilnehmer, bekommt er oft zu hören, dass er besser zustimmt, wenn er keine Kündigung will.

Die Folgen der Einsamkeit

Imna Sholihah, eine Indonesierin, war in einem Pflegeheim allein für zwanzig bis dreissig Pflegebedürftige zuständig und musste pro Tag zwölf Stunden arbeiten. Regelmässige freie Tage gab es nicht, und die Überstunden wurden nicht rechtmässig bezahlt. Imna Sholihah suchte Hilfe beim regionalen Arbeitsamt. Dieses inspizierte schliesslich das Heim. Allerdings behauptete der Chef, Imna Sholihah sei nur für einen Patienten zuständig. Die Beweisfotos, auf denen sie mit anderen Patientinnen und Patienten zu sehen ist, wurden einfach ignoriert. Bis heute ist in diesem Fall kein Urteil gefallen.

Nicht nur die körperliche Anstrengung und die langen Arbeitsstunden zehren an den Kräften der Migrantinnen und Migranten. Auch psychisch ist das Leben im fremden Land eine Herausforderung. Fabrikarbeiter sind meist in grossen Werkschlafsälen untergebracht; da gibt es kein Privatleben. Freundinnen, Freunde und Familie sind weit weg. Einsamkeit ist ein grosses Thema. Nicht wenige gehen deshalb neue Beziehungen ein – trotz Partner und Kindern daheim. Zum Beispiel Isabell Decastro aus den Philippinen, verheiratet, zwei Kinder. Sie fühlte sich einsam und fand einen neuen Partner. Mehrmals wurde sie schwanger und liess abtreiben. Ihr Schuldenberg wuchs statt zu schrumpfen. Bei der letzten Schwangerschaft entschied sie sich, das Kind nicht abzutreiben, sondern es gegen Geld an ein taiwanisches Paar abzugeben. Für einen Jungen sollte es 5500 Franken geben, für ein Mädchen 3700 Franken. Das Kind starb zwei Tage nach der Geburt. Zu diesem Zeitpunkt war der Vater des Kindes schon wieder im Heimatland und Isabell Decastro auf sich allein gestellt.

Erschöpfung bis zum Tod

2006 starben innerhalb von sechs Wochen zwei junge Arbeiter im selben Unternehmen. Wenn junge, gesunde Männer so plötzlich sterben, muss etwas falsch gelaufen sein. Ihre tägliche Arbeitszeit betrug 16 Stunden, sechs Tage die Woche. Sonntage waren frei, wenn es keine dringenden Aufträge gab. Michael de la Cruz, 25, und Johnny Naval, 26, wachten beide eines Morgens nicht mehr auf. Michael de la Cruz fühlte sich am Tag vor seinem Tod nicht wohl und bat seinen Vorgesetzten, ihn von den Überstunden zu befreien. Dieser lehnte jedoch ab. Bis 23 Uhr 30 ging seine Schicht. Am folgenden Morgen um 5 Uhr fand ein Kollege ihn tot auf dem Bett. Wie später bekannt wurde, hatte Michael de la Cruz Stunden vor seinem Tod mit seiner Frau telefoniert: Er könne nicht schlafen, fühle sich elend und habe Kopfschmerzen.

Das Hope Workers' Center in Zhongli

Vor allem kirchliche Institutionen setzen sich für die Rechte ausgebeuteter Migrantinnen und Migranten ein, so auch das Hope Workers' Center (HWC) in Zhongli, eine gute Autostunde südwestlich von Taipei. Im Jahr 2007 haben mehr als 2500 Arbeiter-

rinnen und Arbeiter hier um Hilfe angefragt. Betreut werden sie von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen aus ihren Herkunftsländern. Meist gilt es, Probleme finanzieller Art zu regeln, zum Beispiel, wenn Gehalt oder Überstunden falsch berechnet werden oder die Abzüge zu hoch sind. In solchen Fällen können die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vom HWC oft Verbesserungen erreichen. Schwieriger ist es bei Fällen von Freiheitsberaubung, exzessiver Arbeitslast oder sexuellem Missbrauch. Da hilft das HWC den Betroffenen, eine andere Arbeitsstelle zu finden und unterstützt sie, sollten sie sich für ein gerichtliches Vorgehen entscheiden. Manchmal kann es aber nur noch darum gehen, möglichst schnell die Rückkehr ins Heimatland zu organisieren. Weiter finden Menschen, die mit der Arbeit auch die Unterkunft verloren haben, im HWC vorübergehend eine Bleibe; pro Jahr nutzen rund 100 Personen dieses Angebot.

■ Regina Fuchs

Seit Dezember 2007 arbeitet die deutsche Soziologin Regina Fuchs im Auftrag der Bethlehem Mission Immensee im Hope Workers' Center in Zhongli.

Eine Gruppe von philippinischen Migrantinnen und Migranten lässt sich im Hope Workers' Center vom einem Sozialarbeiter beraten.

«Ich hätte nie gedacht, dass das Leben als Fabrikarbeiter in Taiwan so hart werden würde.»

